

(Nachdruck verboten.)

24] Semper der Jüngling.

Ein Bildungsroman von Otto Ernst.

„Das verstehen Sie also mal nicht? Das ist eine Beleidigung! — Wie heißen Sie?“ schrie Stelling zum Fenster hinaus mit zornrotem Gesicht.

„Also mal bitte: seien Sie nicht so erregt!“ rief Belly ängstlich.

„Er sagt, er heißt Hummel!“*) berichtete Stelling. „Was soll ich ihm sagen?“ Natürlich wollte die Klasse sterben vor Lachen.

Mr. Belly erhob sich endlich, um selbst mit dem Manne zu sprechen.

„Da — eben geht er ins Haus!“ rief Stelling. „Vor Ihnen hat er natürlich Angst.“

Als Mr. Belly an sein Pult zurückgekehrt war und das Klopfen von neuem anhub, sprang Stelling auf und schritt nach der Tür: „Ich werde also mal hinuntergehen und mit dem Mann sprechen.“

„Also mal: Stelling, bleiben Sie also mal hier,“ sagte Mr. Belly.

„Ja, aber, Herr Belly, soll man sich denn das gefallen lassen?“

„Also mal: wollen Sie sich jetzt setzen?“

„Yes, mister,“ sagte Stelling und ging an seinen Platz. „Also mal: Sie sagen: Yes, mister! Heißt es so?“

„Yes, gentleman!“

„Also mal: Sie wollen es nicht richtig sagen! Sie sind also ein Heuchler!“

„Herr Belly,“ sagte Stelling kaltblütig, „ich nehme an, daß Sie die wahre Bedeutung dieses Wortes gar nicht kennen, sonst würde ich Sie fordern.“

„Aber, Herr Belly,“ riefen jetzt viele durcheinander, „wie konnten Sie so etwas sagen: das ist ja eine tödliche Beleidigung!“

„Also mal: ich habe Sie nicht beleidigen wollen,“ lenkte Belly ein, es heißt also mal: Yes, Sir!“

„Na ja, wenn einem das in Güte und Freundlichkeit gesagt wird . . .“

Inzwischen war aber in Mr. Belly's Kopf etwas wie Morgendämmerung angebrochen, und als das Klopfen wieder ertönte, belauerte er den Uebeltäter und sah ihn schnell etwas unter den Tisch legen.

Nun ging er ruhigen Schrittes auf Stellings Platz zu, klappte den Tischdeckel hoch, nahm den Hammer, ging damit wieder nach vorn, legte ihn aufs Pult und sagte: „Lesen Sie weiter, Müller.“ Er tat das alles ohne jedes Zeichen der Erregung, nur mit dem Ausdruck einer stoischen Geringschätzung, ja, einer leisen Verachtung im Gesicht. Und diese Art, dergleichen Pubenstreiche abzutun wie Dinge, die an die Würde eines Gentleman nicht heranreichen, diese Art, die der guten englischen Erziehungsregel: Be a gentleman! (Sei ein Gentleman) entspringt, nahm Asmus doch immer wieder für ihn ein. Man sah es dem guten Belly an, daß solche Nachsichtigkeiten ihm weh taten, daß sie ihm aber zu kindisch waren für seinen Born, und das ging nicht nur Asmus, es ging schließlich auch anderen Jünglingen zu Herzen. In einer Pause fand eine feierliche Beratung statt mit dem Ergebnis: Da Mr. Belly nicht imstande sei, Disziplin zu halten, so müsse man selbst für Disziplin sorgen, und von nun an wolle man sich vernünftig benehmen. Das ging auch einige Stunden ganz gut. Als aber ein Seminarist einen Stiefel ausgezogen hatte, weil er ihn drückte, und sein Nachbar diesen Stiefel mit einem kräftigen Stoß nach vorn befördert hatte, Mr. Belly den Stiefel als corpus delicti konfiszierete und damit die Klasse verließ, der Einstiefler, der von Natur eine rote Nase hatte, ihm protestierend nachhumpelte und Mr. Belly endlich sagte: „Also mal: Sie verfolgen mich: Sie haben eine rote Nase, also Sie sind ein Nihilist!“ da brachen ob dieser rätselhaften Ideenverbindung

*) Name eines in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Hamburg verstorbenen komischen Originals. Die Hamburger pflegen auf den Zuruf „Hummel“ mit einem sehr derben Ausdruck zu antworten.

alle Dämme der guten Zucht zusammen, und der jugendliche Uebermut nahm wieder freien Lauf.

27. Kapitel.

(Handelt von würdigen und unwürdigen Kollegen Mister Bellus.)

Es gab an diesem Seminar wohl Lehrer, die noch untauglicher waren als Mr. Belly; aber sie waren höchstens für eine satirische Beleuchtung amüsant. Zu einer solchen Betrachtung zwang Asmus wider seinen Willen der Herr Pastor Dinnebeil, der eine Zeitlang den Religionsunterricht erteilte.

Einstmals Stahmer und jetzt Dinnebeil! Das war wie David Friedrich Strauß und Hengstenberg. Nur war Hengstenberg ein Gelehrter, was Dinnebeil, wenn er es war, geschickt zu verbergen wußte. Er plätscherte unaufhörlich im laulichen Wasser jener fürchterlichen Traktätchenterminologie, die in drei Sekunden mit sieben Synonymen hantiert, nach Art der Jongleure, die mit Keller, Ei und Schnupftuch so geschwinde Fangball spielen, daß man nicht mehr weiß, was Keller, was Ei und was Schnupftuch ist. Diesen Hamburger Jünglingen, diesen Schülern des vortrefflichen Herrn Stahmer, wollte Pastor Dinnebeil die abgelagertsten Dogmen einreden, wollte er eine Art Christentum für Papuas beibringen. Er versuchte es in einem Tone, der aus Guld und Würde lieblich gemengt war. Anfangs hörten die verblüfften Seminaristen diesem Phrasenschwall, der wie ein Landregen von Schmalz und Honig niederging, mit offenem Munde zu; aber schon nach der dritten Stunde war die Rangeweile so ins Unendliche gewachsen, daß man beschloß, sich einen Spaß zu machen und auf die Fragen des Mannes immer abwechselnd zu antworten: „Der Glaube“ und „Die Liebe“.

Das geschah denn auch und paßte fast immer, und wenn es nicht paßte, so nahm es Pastor Dinnebeil doch wohlwollend hin als das Zeugnis eines frommen Sinnes. Nur zwei machten sich dem Späherauge Dinnebeils verdächtig: Stelling und Semper. Asmus hatte schon tausend Zweifel und Einwürfe ins Dunkel seiner Brust hinabgedrückt; als aber Dinnebeil allen Ernstes die Worte im Matthäus 28, 19: „Geht hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes“ als Beweis für die Dreieinigkeit ausgab, da hielt es Asmus doch nicht länger, und als er gerade am Wort war, sprach er:

„Verzeihung, Herr Pastor, aber ist das nicht ein späterer, tendenziöser Zusatz?“

„Was? Wie so?“ fragte Hochwürden indigniert.

„Nun, die Jünger vertraten doch noch auf dem Jerusalemer Apostel-Konvent im Jahre 52 Paulus gegenüber den Grundsatz, daß nur den Juden das Evangelium gepredigt werden dürfe; das wäre doch ausgeschlossen, wenn Christus denselben Jüngern befohlen hätte, alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. Ferner wurde bis zur Mitte des zweiten Jahrhunderts doch nur auf den Namen Jesu getauft; es ist danach undenkbar, daß die Jünger den Befehl empfangen hätten, auf drei Namen zu taufen. Und da das Evangelium nach Matthäus im letzten Viertel des ersten Jahrhunderts geschrieben wurde, so werden die Worte 28, 19 ein späterer Zusatz sein; sie . . .“

„Ach was, klauen Sie mir nicht immer an der Bibel herum!“ rief Dinnebeil sittlich enttäuscht. „Fahren Sie fort, Seybold!“

Asmus war wirklich erschrocken. Er hatte bis dahin geglaubt, ein Lehrer müsse sich freuen, wenn es seinen Schülern ernst sei um ihre Ueberzeugung; aber dieser wurde gereizt, wenn man nachdachte und forschte. Er ließ einfach „fortfahren“. Fortfahren war allerdings das leichteste. Von nun an „klaubte“ Asmus nicht mehr; aber er „glaubte“ noch weniger, zum mindesten dem Herrn Dinnebeil. Er nahm nun auch die Sache humoristisch und ließ die Sermones des jungen Mannes über sich ergehen wie das Geräusch einer Wasserleitung, und wenn Herr Dinnebeil ihn durch eine Frage aufschreckte, so rief er: „Der Glaubel!“ oder „Die Liebe!“

Ach, was war da Meister Bruhn, der Musiklehrer, ein anderer Mann! Der war auch fromm, Köhlerstromm, so

zulegen; aber er war ein Mensch. Sie hatten einer am anderen einen Narren gegessen, Bruhn und Semper, ja, Meister Bruhn begegnete dem Jüngling mit einer Art von Verehrung, und zu dieser Verehrung war Askmus so billig wie nur möglich gekommen. Die Hochachtung des Lehrers gründete sich auf Askmusens Zuverlässigkeit und auf sein Wissen. Mit der Zuverlässigkeit hatte es folgende Verwandnis,

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Dorfanlagen.

Von R. Mielte.*)

Die ersten Nachrichten, die wir über Deutschland haben, lassen ein rauhes, unwirtliches Land erkennen. An diesem Urzustande ist vieles geändert worden: Die Wälder sind gelichtet und stellenweis verschunden, die unbändigen Ströme bezwungen, Sümpfe und Moore ausgetrodnet und blühende Gefilde geschaffen, wo einst der Ur und der Wisent ihre Gründe erfolgreich gegen die ersten Kultivierungsversuche der Bevölkerung verteidigten. Wer erkennt heute noch aus der bunten Vielfalt der Fluren die Linien, nach denen unsere Vorfahren das Land ehemals aufteilten, wer die einfachen Grundzüge der Siedelungen, die sich in den Wandlungen der Dorf- und Stadtgeschichte verloren haben! Die Separation (Flurvereinigung) zumal hat in vielen Gebieten die Flureinteilung völlig verwischt, die als Erbe einer uralten Vergangenheit noch im 18. Jahrhundert fast überall, Ende des 19. nur vereinzelt vorhanden war; aber noch hat sich als wahrnehmbares Denkmal jener alten Zustände die Dorfanlage selbst erhalten, welche in den verschiedenen Landesteilen wie eine eiserne Klammer Hof und Wege an den Boden fetten. Noch können wir, wenn auch die Flur von neuen Einteilungslinien überzogen ist, das alte Gesicht der Siedelung wieder erkennen, wenn wir die Art und Lage der Gehöfte betrachten. In ihnen zeigt sich häufig die letzte Ausstrahlung uralter vollstlicher Gewohnheit, die sich schon seit der Völkerwanderung stammesartig absonderte.

Auch geschichtliche Vorgänge haben zu dieser Verschiedenartigkeit beigetragen; doch fällt die Grenzlinie zwischen den landschaftlichen und den geschichtlichen Formen keineswegs immer zusammen. Sowohl der Einzelhof wie das Hausendorf haben sich über Gebiete verbreitet, welche die verschiedenartigsten Landschaftstypen in Deutschland einnehmen; aber sie haben sich bei diesem Vorschreiten beide verändert — oft so gründlich, daß man ihren gemeinsamen Ausgang nur schwer oder gar nicht mehr erkennen kann.

In den Formen unserer Dörfer können wir unterscheiden Einzelhöfe, Hausendörfer, Weiler, Reihen-, Straßen- und Rundlingsdörfer und Beenenkolonien, die zum Teil wieder mit der Verteilung der Feldflur in Beziehung stehen, häufig so innig, daß eine Aenderung der hier üblichen Normen auch zu einer Aenderung des Ortscharakters drängt. Denn überall, wo germanische Dörfer angelegt worden sind, bildete die Feldflur nicht allein die Grundlage für den politischen und wirtschaftlichen Organismus, sondern auch für die Anordnung der Höfe. Wie groß das ursprüngliche Landmaß für einen einzelnen Hof gewesen ist, können wir aus der späteren Verteilung des bebaubaren Feldes erschließen. Den zu Dörfern vereinigten 10 bis 40 Höfen kamen ursprünglich gleiche Anteile zu, die als Hufen bezeichnet wurden und — für den Lebensunterhalt einer Familie berechnet — aus je 20 bis 40 Morgen bestanden, d. h. aus einem Landmaß, das an einem Tage (Morgen) von einem Hofbesitzer bearbeitet werden konnte. Die Verschiedenheit der Maße ergab sich aus der ungleichen Güte der Acker. War der Boden schwer, so verringerte sich die Zahl der Morgen, war er leicht, so wurde sie — entsprechend der Arbeitsleistung einer Familie — größer. Im Lahngau, Rheingau, Nahegau, Lobdengau, im Stift Corvey bestand die Hufe aus 30, in der Umgebung Triers nur aus 15, in Oldenburg aus 40, in der Abtei Prüm sogar aus 160 Morgen. Um die Anteile für die Bedürfnisse eines Haushalts annähernd in gleicher Güte zu erhalten, wurde die dem Anbau zugewiesene Fläche je nach ihrer Ertragsfähigkeit in verschiedene, meist in 3, aber auch in 2, 4 oder mehr Abschnitte (Gewanne oder Zellen) aufgeteilt, die wiederum in so viel gleiche Unterabteilungen zerlegt wurden, wie Hofstellen vorhanden waren. Ein gemeinsam beschlossener Flurzwang, d. h. die Festsetzung des Ernteanfangs für die einzelnen Gewanne, die sich aus den fehlenden Zu-

sänlichen Bestrebungen offen stand. In der gemeinsamen Feldflur kam die Allmende, die aus Wald, Weide, Wiesen, Wegen, öffentlichen Plätzen (Dingplätzen), den Seen, Flüssen, Sandgruben, Steinbrüchen, kurz aus allen Geländen bestand, die weder der Feldflur noch der Hofstatt zugehörten. Infolge dieser Einteilung der Gemeinbeländereien, die lange Zeit einheitlich blieb, weil sie nur in Uebereinstimmung aller bebaut, umgrenzt, bepflanzt oder überhaupt verändert werden konnte, ist gerade die Feldflur wie ein bunter Teppich hergerichtet worden. Reichte die Anbaufläche für die angewachsene Dorfgemeinde nicht mehr aus, dann wurde ein neues Stück Flur in Angriff genommen und in gleicher Art aufgeteilt. Auf diese Weise mußte die Flur immer mannigfaltiger werden; besonders aber entstanden auf den mit Sorgfalt überwachten Grenzrainen, die die Frühzeit allerdings nicht kannte, und den kleinen Zwischenresten des Naturbodens jene vielen vegetationsreichen Laub- und Heidenwinkel, welche angenehm für das Auge, nützlich für die Tierwelt waren.

Der Einzelhof. (Abb. 1.) Im Nordwesten Deutschlands — ungefähr durch die Weser von den östlichen Hausendörfern geschieden — Westfalen, Oldenburg, die Niederlande, die nördliche Rheinprovinz, das nördliche Belgien und einen nordöstlichen Zipfel Frankreichs einschließend, finden wir den hochaltertümlichen Einzelhof, den ein hervorragender Forscher (Meitzen) ohne überzeugenden Beweis den Kelten zuschreibt. Dunkle Spuren leiten zu der Annahme hin, daß das System des Einzelhofes, das die Wohnstätte inmitten des in Kultur genommenen Geländes aufbauen läßt, ein Gemeingut nordeuropäischer Indogermanen war. Es liegt diese Vermutung in der Tat um so näher, als die Natur des Landes selbst durch die vielen Moor- und Heideflächen auf eine Kultivierung drängt, welche vom Hofe aus leicht erreichbar und übersehbar ist. Dieser einheitliche Bodenbesitz bildet in seiner Vielfalt eine Bauerschaft, die indessen mehr politische als siedelungstechnische Bedeutung hat. Eine charakteristische Erscheinung dieser Einzelhofverfassung ist das Um- und Abgrenzen durch Hecks, Gräben und kleine Wälle, über die der einfache Fußweg nicht selten in Form einer urwüchsigen Steigevorrichtung führt. Dem Hofe haftet seit Alters her ein Name an, der sich auf den Wesiger überträgt und nun in Tausenden unserer Personennamen weiterlebt.



Abb. 1. Einzelhof mit zugehörigen Ländereien. (Aus Rand, deutsches Bauernhaus.)

Uebrigens ist das Gebiet der Einzelhöfe weder in sich ein geschlossenes, noch auf Nordwestdeutschland beschränkt. Ueberall haben sich hier Gruppendorf eingeshoben oder selbst Einzelhöfe mit Hufenverfassung gebildet, die ein charakteristisches Moment der Gewannendörfer ist. Auch läßt sich vielfach der Nachweis erbringen, daß Einzelhöfe erst in verhältnismäßig junger Zeit entstanden sind.

Das Hausendorf. (Abb. 2.) Es mag dahingestellt sein, ob das Hausendorf eine selbständige, wirkliche Siedelung ist, oder — was sehr nahe liegt — als eine Entwidlung aus dem Einzelhof aufgefaßt werden muß. Jedenfalls äußert sich in der regellosen Anlage der Hofstätten eine starke Erinnerung an das Einzelhofsystem. Als geschlossene Gebiete kann man ansehen: Teile von Schleswig-Holstein, Osthannover, Braunschweig, Thüringen, Hessen, das südliche Westfalen und Rheinland und einzelne Striche Süddeutschlands und Oesterreichs.

Die alte Gewohnheit, den Einzelhof durch Gräben und Jaun zu umgrenzen, übertrug sich auf das Hausendorf als Pflicht, die das Dorf mit einem Jaun, dem Etter, umgeben ließ. Man findet Dörfer, besonders in Süddeutschland, bei denen sich das Etter zu einem ganzen Wehrsystem, mit Toren, Gräben und Mauern entwickelt hat.

Mehr aber noch als durch seine Anlage unterscheidet sich das Hausendorf von dem typischen Einzelhof mit seinem Landblock durch die fast immer mit ihm verbundene Aufteilung der Flur in Gewanne, die oben geschildert ist. Das Dorf Maden in Hessen, unweit Friedlar, das man als das alte von Tacitus in seinen Annalen erwähnte Mattium ansieht, besteht



Abb. 2. Hausendorf. (Aus Andree, Braunschweiger Volkskunde.)

*) Aus dem in der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ bei W. G. Teubner in Leipzig erschienenen Bänden von R. Mielte, „Das deutsche Dorf“ (Preis 1 M., geb. 1,25 M.), das die Entwicklung des deutschen Dorfes schildert und zeigt, wie sich mit dem Wechsel der Wohnsitze die Gestaltung des Dorfes änderte, wie mit neuen wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Verhältnissen das Bild immer reicher wurde, bis am Anfange des 19. Jahrhunderts ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen vorhanden war. Zahlreiche dem Büchlein beigegebene Abbildungen dienen zur Ergänzung der Schilderung. Fahrtswegen von selbst ergab, begünstigte die Erhaltung dieser Flureinteilung, während der Hof als Sondereigentum leichter per-

aus 16 Hufen. Die Allmende, hier in annähernd dreieckiger Gestalt mit teils gerundeten, teils gezackten Seiten, in deren ungefährer Mitte die regellos um die Kirche gescharten Höfe liegen, ist in 40 Gewanne von verschiedener Größe geteilt, deren in- und aneinandergedrängte Lage schon an und für sich die Regellosigkeit des Dorfbildes auch auf die Flur ausdehnte. Da diese einzelnen Gewanne für die 16 Hüfner wieder in je 16 gleiche Teile aufgeteilt sind, so ergibt sich ein buntes, aber für ein solches Gewannendorf charakteristisches Bild. Ueber die Hälfte der Flur besteht aus weniger gutem Boden und bildete einst die Allmende, die aber später ebenfalls aufgeteilt und der Gemengelage angereicht worden ist. Mit diesem Gemengendorf setzten sich die vordringenden Germanen auch in Süddeutschland fest, weil der Geschlechterverband das politische Leben beherrschte. Anders wurde es, als die Anlage von Dörfern von der Grundherrschaft, den fürstlichen und geistlichen Landesherren, planmäßig vorgenommen wurde. Da entwickelte sich ein System, das man

Das Reihendorf nennt, das sich stellenweise auch als regelrechtes Straßendorf zeigt. Bei ihm handelt es sich nicht um eine Entwicklung von unten auf, welche die großen, schon im Gemeindefest befindlichen, Marken von älteren Stützpunkten aus besiedelte, sondern um Erschließung von Oedland durch die Landesgewalten. Diese teilten das Land in streifenförmige Abschnitte, in sogenannte Königs-, Wald- oder Hagenhufen von je 60 Morgen, später, als die Nordseemarschen besiedelt wurden, in Deich- oder Marschenhufen. Hier lagen die Gehöfte in langer, straßenarmiger Reihe oder in doppelter Zeile um einen Platz, den Anger, herum. Dies Schema, das in feuchten Niederungen auf leichten Erhebungen angewandt wurde oder sich in dem anderen Falle in langer Reihe an dem Deich entwickelte, kann also auf die Gemengelage verzichtet, obgleich es wie im preussischen Ordenslande, wo neue Teile der Allmende aufgeteilt wurden, sich nicht selten zu einer Mischung beider Systeme herausbildete. Jedenfalls ist es die Grundlage des späteren

Straßendorfes, das in der Kolonisation des Ostens von ausschlaggebender Wichtigkeit wurde. Fast alle Dörfer, soweit sie nicht die slawische Flureinteilung beibehielten, sind in dieser Form angelegt worden, die weit über Deutschlands Grenzen hinausdrang. Ist das Land in lange Streifen aufgeteilt, dann erleichtert es natürlich die Arbeit und macht den Flurzwang entbehrlich. Da sich andererseits zwischen den langen und geraden Gewannstreifen Grenzraine entlangzogen, eine im alten Volkslande unbekannt Eigentumsmarke, so nähert sich die Bewirtschaftung der freien Arbeit des Einzelhofbesizers, ein Vorzug, der indessen durch die spätere Entwicklung stark vermindert wurde.

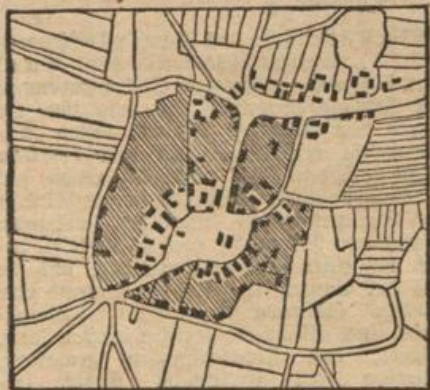


Abb. 3. Runddorf Domnowitz. (Aus Reichen, Siedelungen und Agrarwesen der West- und Ostgermanen.)

Das Runddorf. (Abb. 3.) Ueberall, wo einst slawische Stämme gesessen hatten: in Ostholstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, Schlesien und Sachsen — nicht aber in Polen, West- und Ostpreußen — gibt es diese charakteristischen Rundlinge, bei denen die Wohnhäuser mit dem Siebel nach dem rundlichen Dorfsanger gerichtet sind. Die so umschlossene Fläche, der Ring, hat dann meistens nur einen Ausgang, der leicht verschlossen werden konnte. Die Flur ist in segmentartige Felder geschnitten, deren schmalste Stellen von den Gehöften besetzt sind. Man hält diese Anlage im allgemeinen für slawisch; doch ist es immerhin sehr auffallend, daß sie sich auch in Skandinavien findet, wo nie Slawen hingekommen sind, und befremdend, daß sie sich in einem so ausgesprochen slawischen Landgebiet wie dem ehemaligen Polen nicht nachweisen läßt. Andererseits hat sich das Runddorf auch in eine viereckige Anlage und häufiger zu regelmäßigen Straßendörfern entwickelt, die fast zu typischen Formen des Ostens geworden sind.

In vielen Fällen, in denen deutsche Kolonisten Gebiete besetzten, die schon von den Slawen kultiviert waren, die möglicherweise auch noch Siedelungen aus der germanischen Vorzeit enthielten, schränkten sie nach dem Recht des Eroberers die Slawen in dem Besitz des Bodens erheblich ein. Sie teilten auch die Fluren nach ihrer Wohnheit in Gewanne; aber sie ließen die slawische Rundform oft unverändert weiter bestehen. Das Dorf ist mit einem Baum, auf der Insel Fehmarn auch mit einem Steinwall umgeben.

Weiler. Nicht alle Dörfer in Deutschland sind als Hausen- oder Straßendorf erkennbar. In weite, von den Gewannsdörfern eingenommene Gebiete schieben sich unvermittelt blockartige Ländereien hinein, die ursprünglich schon in dieser Form vorhanden waren. Einen Teil können wir ohne weiteres als germanisch ansprechen, bei anderen aber liegen die Wurzeln sicher in einer

anderen Bevölkerung. Die Vermutung, daß die Weiler Reste einer römischen Farm- und Gutswirtschaft seien, hat vieles für sich, obgleich bei einigen auch andere, vorgeschichtliche Völker wenigstens in Frage kommen. Jedenfalls deckt sich ein Ausbreitungsgebiet der Weiler, die übrigens nirgends geschlossene Bezirke bilden, sondern sich mit den anderen Dorfformen vermischen, häufig aber an den höheren Abhängen der Gebirge liegen, mit der Einflugszone der römischen Kultur. So kommen sie vor auf den Rheinabhängen Badens, des Elsaß und in Lothringen, in der Pfalz und in Frankreich. Da sie in Deutschland oft auf den bewaldeten Bergen liegen, so scheinen manche zu einer Zeit angelegt zu sein, in der die tieferen fruchtbareren Gelände schon von Gewannsdörfern besetzt waren. Ursprünglich zählten die Weiler jedenfalls nur einen Hof, dessen Besitzer das Land an seine Söhne weitergab und deshalb nach Willkür und nach den landwirtschaftlichen Verhältnissen aufteilte. Vermutlich haben sich auch viele Weiler — namentlich in der Nachbarschaft großer Gewannsdörfer — zu diesen entwickelt, die sich in diesem Falle nur durch die Flureinteilung von den Weilern unterscheiden, wenn nicht noch die Endung „weiler“ selbst ein weiterer Hinweis auf diesen Ursprung ist.

Bei den alten wendischen Dörfern in der Umgebung von Dresden und Reichen finden wir gleichfalls weilerartige Felder. Diese Blockeinteilung ist vermutlich von dem oberflächlich arbeitenden Pflug abhängig gewesen, der den Boden nur wenig loderte und darum das Gehöft in die Mitte des eigenen Feldes setzte. Doch ist es natürlich nicht ausgeschlossen, daß der Wille des Grundherrn in diesem Falle maßgebend war.

Es erübrigt nur noch, eine letzte Siedlungsform zu erwähnen, die sich auch als jüngste ausweist. Das ist die Weenkolonie, die seit Mitte des 18. Jahrhunderts die Moore Nordwestdeutschlands der Kultur erobert. Sie legt dar, wie Zweckdienlichkeit in der Flur- und Ortsanlage bis in die jüngste Zeit hinein nicht aus dem Auge verloren wurde. Da zunächst ein großer kilometerlanger Kanal zur Entwässerung des Moores angelegt wurde, von dem schnurgerade kleine Seitenkanäle rechtwinklig ausgehen, die zugleich zur Abgrenzung der einzelnen Bauerngüter dienen, so haben wir eigentlich das alte Reihendorf oder Waldhufendorf, nur daß die Wassertrahen und die große Ausdehnung der aneinander gereihten Höfe dem Lande einen eigenartigen Charakter geben.

Die Separation oder Flurbereinigung. Das deutsche Dorf, besonders aber die Feldflur hat seit ungefähr anderthalb Jahrhunderten ein anderes Gesicht bekommen. Durch die jetzt mehr intensive als extensive Bewirtschaftung stellten sich Erschwerungen heraus, welche einer rationellen Ausnutzung sehr hinderlich waren. Flurzerstückelungen durch Erbschaft und Verkauf, mangelhafte Zugänge und die daher notwendige Erhaltung des Flurzwanges, das Aufgeben der alten tausendjährigen Dreifelderwirtschaft, die vielfach hemmenden gegenwertigen Nutzungs- und Eigentumsrechte haben vereint auf die Notwendigkeit einer neuen Flurteilung hingedrängt. Auch die neueren Methoden der Beackerung, welche kleinere, ungleichmäßig geschnittene Flächen nur unvorteilhaft benutzen kann, die Schwierigkeit, welche sich bei dem alten Zustande einer guten Ausnutzung der Wasseradern in den Weg stellen, müssen die gewaltigen wirtschaftlichen Vorteile einer neuen Aufteilung in den Vordergrund treten lassen. So sehen wir denn, daß seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts diese Maßregel eine der Hauptfragen der deutschen Regierungen wurde, deren Schwierigkeit dadurch erst in das rechte Licht gesetzt wird, daß trotz aller verstärkten Bemühungen der Behörden im 19. Jahrhundert noch heute viele Gemeinden die Separation nicht haben durchführen können.

Im allgemeinen wird sie dadurch erreicht, daß die gleichartigen Bodenmengen zusammengelegt und dann an die Berechtigten nach ihren früheren Besitzanteilen und unter Berücksichtigung rationaler Wege aufs neue verteilt werden. Dabei sind die charakteristischen Flureinteilungen, welche wir eben kennen gelernt haben, verschwunden, zugleich aber auch vielfach die Hecken, Gebüsche und toten Ländereien, die das alte Dorfbild so überaus malerisch machten. Auch die neuen Zufahrtswege sind gerade gelegt, manche schattenspendenden Bäume sind verschwunden und mit ihnen ist die Vogel- und Insektenwelt vermindert. Viele Gemeinden entäußerten sich bei dieser Gelegenheit ihres Gemeinlandes, der Allmende, um es in Bruchstücken an die Dorfbewohner zu verteilen. Das sind — wie sich immer deutlicher herausstellt — Fehler gewesen, die nicht nur von wirtschaftlichen Nachteilen begleitet waren, sondern auch viele Wälder in Gefahr der Vernichtung brachten. Da man heute umgekehrt wieder die alten Allmenden herzustellen und auch der Hecke einen Platz im Landschaftsbilde zu geben sucht, so darf man hoffen, daß trotz der so notwendigen Separation unsere Dorffluren bald wieder freundlicher aussehen werden, als sie manchenorts sich zeigen.

(Nachdruck verboten.)

Kirschblütenfest in Japan.

Die Zeit der Kirschblüte bietet uns Deutschen ein köstliches Schauspiel, von weit und breit strömt Jung und Alt in die Kirschplantagen, um den Blick über das weite weiße Blütenmeer schweifen zu lassen, um ein Bild zu genießen, das jede irdische Freude am Naturgenuss so sehr befriedigt. Wie der Berliner nach Berder pilgert, so zieht der Hamburger ins Kirschenland, der Erfurter nach den Fahrernischen Höhen und so haben viele Städte ihre Obststammern, die weit über ihr eigentliches Gebiet hinaus bekannt geworden sind. Allein wir haben diese Obstanlagen nicht ersehen lassen, damit sie uns lediglich durch ihre Blütenpracht während einiger Tage in Entzücken versetzen, sondern wir erwarten noch einen anderen Genuss. Und in dieser Beziehung unterscheidet sich die Bedeutung unserer Kirschblüte von jener des Kirschblütenfestes der Japaner. Den Japanern gilt dieses Fest lediglich der Blüte wegen, denn all die vielen Kirschbäume, welche zur Frühlingszeit in Japan genau so gut die ganze Bevölkerung auf die Beine bringen wie bei uns, tragen keine Früchte, sie besitzen lediglich einen Zierwert als Blütenbäume. Der Japaner liebt die Natur über alles, und die Pflanze ist ihm insonderheit ans Herz gewachsen; alljährlich werden fünf Blumenfeste veranstaltet, von denen das Kirschblütenfest nicht das unbedeutendste ist.

Alle Japanreisenden, welche ein derartiges Fest miterlebten, sind voll des Lobes. Und welchen Eindruck die japanische Kirschblüte bei dem Europäer unserer Breitengrade hervorruft, das mag aus folgenden Worten eines Japanreisenden hervorgehen: Die Morgen und die Abende waren noch kalt, aber die Tagesstunden waren erfüllt von suchtbare Wärme, und so ward der Frühling geboren, dies Meisterwerk der Schöpfung. Nicht langsam und leise kam er heran, wie bei uns, wo sich schüchtern die ersten Blumen hervorwagen, nur verfliegend das Lied der Lerche erschallt und am Wegrain und auf der Wiese nur ein bescheidener Blumenstolz sich darbietet. Der japanische Frühling bricht jäh und plötzlich hervor mit zauberhaft blendendem Glanze; in einer einzigen Nacht wird er geboren und erscheint strahlend, leuchtend, in Schönheit erglühend. Gestern noch waren die Bäume faßl und dunkel, keine Blätter, kein blickendes Grün, heute rauschen Wellen von dichten Blüten dem Wanderer uns Haupt, ein Wirrwarr von Blumen, eine Welt von Farben, vom reinsten Weiß zum tiefsten Rot, laßt überall. Weileweit blühen an den Landstraßen die Kirschbäume. In einer Woche ist all die Herrlichkeit abgestorben und versunken; jetzt aber, da diese Bäume blühen, überfluten sie ihr Heimatland mit einem unendlichen Glanz und einer hinreißenden Schönheit. So schwer sind die Aeste mit diesen weißen Kostbarkeiten überladen, daß sie sich zur Erde niederneigen und eine strahlende Krone bilden über den kleinen, braunen Kindern, die unter diesem Wunderdach umherspielen. Wie glücklich sind sie, diese kleinen braunen Heiden, wenn sie den wehenden Blüten nachjagen, die, von einem Wirbelwind dahingetragen, wie weiße Flämmchen durch die Luft huschen; wie viel glücklicher sind doch diese mit Blumen spielenden Kleinen als unsere armen europäischen Kinder! Sie haben keine schönen Kleider an, auch keine reichen Väter und Mütter, sondern ihre Eltern sind arme Kulis, die für eine handvoll Reis ihr mühsam Tagewerk tun, und doch geht eine selige Heiterkeit von ihnen aus, denn sie fühlen sich verwandt diesen schönen blühenden Gebilden und haben etwas von ihrer schwebenden und hellen Leichtigkeit. — Ein leichter Wind ist aufgestiegen von der stillen, weiten, klar blickenden See und wiegt sich in dem unruhig flüsternden Blütenmeer, in dem kleine Vögel zwitschernd herum hüpfen. Der glühende Sonnenball wühlt sich mit seinen heißen Strahlen in diese fleckentlose Weiße hinein und überströmt mit blutigem Rot die zarte Pracht. Wie wenn die Schleiervor einem Wunderland gefallen wären, scheint nun der fabelhafte Orient mit seinen Märchenwundern und farbig heißen Paradiesen sich aufzutun. Diese langen Baumreihen sind nun zu leuchtenden Feuern geworden und umrahmen die weiße Klüste mit einem purpurnen Saum. Wie lange Regimenter in geschlossener Paradestellung, Reihe an Reihe, unabsehbar sich ausdehnend, erscheinen daneben die Pfirsichblüten in all ihrer farbenreichen Lieblichkeit. Hier ein dunkles Rot, ein blasses Rosa, ein grelles Karmin, in einer Anzahl gebrochener Lichter schillernd und erstrahlend, wie Regenbogenglanz! Blaue Wolken darüber, blaues Meer im Westen, graue Küstenhügel, und dies alles in einer wundervollen abgeklärten Harmonie zusammenklingend.

Das ist Kirschblüte in Japan! Wir müssen gestehen, dies ist denn doch etwas anderes als die Baumbüte bei uns. h. h.

Kleines feuilleton.

Gemälde von Farbenblinden. Wer durch die Säle moderner Bilderausstellungen wandert, wird oft durch die Fremdartigkeit gewisser Farbengebungen in Erstaunen versetzt werden. Es ist auch nicht zu leugnen, daß bei manchen Malern die Wiedergabe der

Natur eine oft unwahrscheinliche Art angenommen hat; bisweilen streift sie an das Karikaturistische und es sind nicht wenig Wege über die grünen Himmel und violetten Bäume gerissen worden, die in unseren Tagen entdeckt worden sind. Abgesehen von dem eigentlich Maltehuischen, das doch viel mehr Methode als Farbensinn enthält ist aber gleichwohl die Frage ins Auge zu fassen, ob nicht neben verschärfter Beobachtung auch krankhafte Störungen des Sehvermögens in Betracht kommen. Die Erscheinung der Farbenblindheit kann für einen Eisenbahnbeamten Berufs Hindernis sein und wird bei ihm seitens der vorsorglichen Behörden erwogen werden. Eine solche Prüfung findet beim Kunstmalern nicht statt, und zum Berufs Hindernis wird sie bei ihm im praktischen Sinne zunächst nicht. Schon längst hat man von ärztlicher Seite der Möglichkeit solcher Anomalien bei Künstlern Aufmerksamkeit zugewendet. Der berühmte Augenarzt Liebreich hat bereits vor etwa vier Jahrzehnten unter anderem auf die Eigentümlichkeiten hingewiesen, die der große englische Maler Turner als Kolorist erkennen läßt. Er führte damals aus, daß er in seinen späteren Gemälden die Natur wie durch einen gelben Schleier sah, wofür übrigens seine 70 Jahre eine hinreichende Erklärung boten. Auf das gleiche Thema greift nun Angelucci im „Recueil d'Ophthalmologie“ zurück. Er hat in eingehender Weise die Erscheinungen des Daltonismus — so benannte Prevost zu Ende des 18. Jahrhunderts die Farbenblindheit nach Dalton, der sie untersucht hatte und selbst daran litt — studiert und bei einer Reihe von Malern ungewöhnliche Farböne festgestellt. Angelucci erinnert, daß Liebreich auf Turners Bildern, deren Gegenstand Marktzenen sind, das Marktwich in hellroten Tönen dargestellt findet, während die Schatten deutlich grün gemalt sind. Diese Eigentümlichkeit ist ein charakteristisches Zeichen für Farbenblindheit, und Angelucci schlägt vor, es das „Liebreichsche Zeichen“ zu nennen. Man unterscheidet nämlich nach der Anzahl der Grundfarben, die man annehmen will, verschiedene Arten von Farbenblindheit, sofern nicht, was in selteneren Fällen vorkommt, das Wahrnehmungsvermögen für Farben überhaupt mangelt, sodas nur größere oder geringere Grade von Helligkeit gesehen werden und die Außenwelt gleichsam wie eine Schwarzweiß-Zeichnung erscheint. Nimmt man nach der Young-Helmholtz'schen Theorie rot, grün und violett als die Grundfarben an, so unterscheidet man Rotblindheit, Grünblindheit und Violettblindheit. Nach den Hering'schen Farbenpaaren rotgrün und gelbblau, auf denen unsere sämtlichen Farbenempfindungen beruhen sollen, gäbe es nur zwei Arten, nämlich Rotgrünblindheit und Gelbblaublindheit. Jedenfalls wird der Rotblinde grünes Licht viel intensiver empfinden als der Normale und der Grünblinde wird für rot und für violett überempfindlich sein.

Theater. ¶

Friedrich-Wilhelmstädtisches Schauspielhaus: „Frei ist der Busch“, Studentenschauspiel von Paul Graebn. Der Verfasser ist durch verschiedene Studentenromane einem größeren Leserkreise bekannt geworden. So mag ihm der Gedanke gekommen sein, nach dem Vorgange Försters, dessen „Alt-Heidelberg“ solchen Bombenerfolg erzielte, es mit dem beliebten Stoff nun auf der Bühne zu versuchen. Für einen Akt reichte gut und gern das Jenaer Bergpanorama als Hintergrundkulisse sowie eine sommerliche Couleurneiperei mit den obligaten Gefängen hin, für einen weiteren halben der eben so leicht zu beschaffende Klagenjammer auf einer Studentenbude aus, und für das weitere und die Moral des Ganzen ließ sich durch irgend eine Duellgeschichte Dedung finden. Sudermanns „Frischen“ hatte gezeigt, wieviel Spannung aus einer Situation gezogen werden kann, in welcher der Geforderte, von Todesahnungen gemartert, vor Mutter und Schwester sein Geheimnis hinter unbefangenen Mienen zu verdecken sucht. Was dort nur ein vorübergehendes, in die bedeutsam Charakteristische Darstellung des Verhältnisses von Vater und Sohn eingegliedertes Moment gewesen, wird hier, wo jeder psychologisch tiefer interessierende Gehalt fehlt, zu einem ganzen Aufzug breitgetreten, woran im Schlußakt als Hauptspannungsmittel die Vorbereitung zu der Schieberei und die Frage, wer von den Gegnern wohl den anderen treffen wird, sich dann anschließt. Der Autor versteht sich im Arrangement auf die Kunst der billigen Wirtshaft und der Dialog bestätigt sülgerrecht dieselbe Sparsamkeit. Farblos, ohne Ansat zu individualisierender Prägung, plätschern die Sätze dahin. Das schließt eine gewisse Routine, die beim heutigen Stand der Dugendramen-Fabrikation schon immerhin einen Vorzug bedeutet, nicht aus. Geschwollene Geschmacklosigkeiten sind vermieden und die Tendenz hält sich verständigerweise fern von der Verherrlichung des korpsstudentischen Klimbims. Der junge Edbrecht, der in betrunkenem Zustand durch Brutalitäten einen Fremden zur Pistolenforderung provoziert hat, kommt bei dem Abschiede von der Familie endlich zur Einsicht in die hohle Nichtsnutzigkeit seines Treibens und reißt sich, nach durchlochtem Zweikampf, von seinen Korpskumpanen, die ihm zum Siege gratulieren, mit ein paar kräftigen Worten der Verachtung los. Es wurde flott gespielt. Nicht gut war Herr Heinz Sarnow in der Hauptrolle. dt.